

Bilder der Kraft

Vom Aufnehmen feiner Schwingungen

Johannes Groth

Die Megalithtempel in Norddeutschland liegen meist wie in einem Dornröschenschlaf in der Landschaft, als sei ihnen in den vergangenen Zeiten so wenig Aufmerksamkeit zuteil geworden, dass sie kaum noch zu den Menschen sprechen. Der Fotograf Johannes Groth nimmt in sensiblen Bildern ihre verhaltene, oft nur flüsternde Sprache auf.

Kennen Sie das Dorf Boitin in Mecklenburg-Vorpommern? Dort befindet sich die größte erhaltene Steinkreis-Anlage in Norddeutschland, der „Steintanz von Boitin“.

Nach meinen ersten Begegnungen mit Megalithkulturen in Großbritannien und auf der Osterinsel wuchs in mir der Wunsch, mich als Fotograf mehr mit den vermeintlich unspektakulären Steinkreisen und Hünengräbern meiner Heimat zu beschäftigen. Die eingewachsenen Hügel und kalten Steine wirkten auf den ersten Blick oft plump, schwer und abweisend. Aber der Schein trug. Je mehr ich mich auf diese Orte einließ und ihrer Atmosphäre nachspürte, desto leichter und fröhlicher schienen manche von ihnen zu sein. Einige Plätze wirkten geradezu strahlend und schienen eine intensive Energie zu verbreiten. Konnte ich von dieser Ausstrahlung etwas aufnehmen, ohne mich kitschiger Filtereffekte oder künstlichen Lichts zu bedienen? Wie konnte ich etwas Unsichtbares fotografieren?

Wie Inseln in der Zeit

Eines Tages entdeckte ich auf einem Foto eine Wolkenformation über einem Dolmen, die eine leuchtend weiße Linie bildete, die vom Himmel bis in den Stein reichte. Diese Linie weckte in mir Erinnerungen an Erfahrungen, die ich bei Steinkreisen und Hünengräbern gemacht hatte. Sie schien meine Erfahrung subtil und ästhetisch darzustellen. So entstand die Idee, das Sichtbare so abzubilden, dass die Bilder transparent werden für feinere, unsichtbare Schwingungen.

Der Stand der archäologischen Forschung ist etwa Folgender: Vor rund 6000 Jahren begannen die Menschen im heutigen Norddeutschland, Monumente aus Stein und Erde zu errichten. Aus riesigen Findlingen bauten sie Kammern, die mit tonnenschwe-

ren Decksteinen verschlossen wurden. Diese Dolmen dienten zur Beisetzung Verstorbener. Daraus entwickelte man Ganggräber mit einem Zugang von außen.

Neben konischen Grabhügeln wurden auch rechteckige und trapezförmige steingefasste Dämme angelegt, die häufig mehrere Grabkammern enthielten. Sie wurden bis ins fünfte Jahrhundert v. Chr. errichtet.

Viele Orte behielten ihre Funktion, Grabhügel wurden häufig für weitere Bestattungen aufgestockt, und in deren unmittelbarer Nähe wurden Urnenfriedhöfe angelegt. Noch heute findet man Kirchhöfe auf solchen Plätzen, die über Jahrtausende hinweg kontinuierlich als religiöse Stätten dienten.

Die meisten Grabhügel (man schätzt ihre ursprüngliche Zahl allein für Schleswig-Holstein auf etwa 3000) sind aber längst Schatzsuchern, Steinbrechern und pflügenden Bauern zum Opfer gefallen. In der Regel findet man deshalb nur noch durchwühlte und zerflossene Erdhaufen vor, vielleicht auch ein paar verstreut herumliegende Findlinge. An manchen Orten wurde aber auch die Erde abgetragen, und die ehemals verborgenen Dolmen stehen nun frei.

Ihre Bauart hat die Hünengräber über Jahrtausende der Alltagsnutzung entzogen. Schwer und unbeweglich sperren sie sich gegen Veränderungen und bewahren so bis heute die einmal geheiligten Orte. Sie sind Refugien für Pflanzen und Tiere und immer wieder auch für unseren Geist und seine Verbindung zur Erde.

Viele Monumente liegen weithin sichtbar auf Anhöhen oder Hügeln. Sie pointieren und strukturieren die Landschaft. Sie können Orientierungshilfen im Raum sein, bilden untereinander Sichtlinien und bestimmen Richtungen. Häufig durch neuzzeitlichen Baumbewuchs verstärkt, ziehen die Gräber den Blick aus der Horizontalen

in die Vertikale und scheinen so die Erde mit dem Himmel zu verbinden.

Vielleicht sind es diese Verbindungen, die auch andere Assoziationen wecken. Ich empfinde die Orte als energetisch untereinander vernetzt. Ich habe die Vorstellung, dass sie – wie bei der Einatmung – Energie aus dem Kosmos aufnehmen, die sie untereinander und als lokale Zentren über ihre Umgebung verteilen. Anders herum bündeln sie die Kräfte der Umgebung, und wie bei der Ausatmung speisen sie diese gleichsam wieder in den kosmischen Kreislauf ein.

Das Geheimnis der Hügel

Es ist eine schöne Vorstellung, dass die damals verehrten Vorfahren so durch den ständigen Energiefluss quasi „lebendig“ blieben und in einem steten Austausch mit dem Himmel, der Erde und den Menschen standen.

Bei Ausgrabungen einiger Grabkammern sind Knochen mehrerer Generationen einer Sippe gefunden worden. Vielleicht gab es so etwas wie „Familienhügel“, die über Generationen die Anwesenheit einer bestimmten Gruppe markierten. Die meisten Gräber waren mit steinernen „Türen“ verschlossen und von außen zugänglich – möglicherweise zur Durchführung von Kulthandlungen. Vielleicht hatten ihre sterblichen Überreste eine ähnliche magische Kraft, wie man sie später den Reliquien von Heiligen beimaß.

Der Aufwand, der zur Errichtung der imposanten Grabmale erforderlich war, spricht zumindest dafür, dass ihnen eine Bedeutung zugemessen wurde, die weit über den prak-

Der Boitiner Steintanz besteht aus vier Steinkreisen. Der Sage nach versteinerte hier eine bäuerliche Hochzeitsgesellschaft, weil sie blasphemisch mit ihrem Essen spielte. Ein Schäfer mit seiner Herde wurde ebenfalls zu Stein, als er sich nach dem Geschehen umsah.



tischen Zweck der Bestattung hinausging. Die Hügel wurden zur Zeit der „neolithischen Revolution“ errichtet, als die Menschen begannen, Ackerbau zu betreiben. Sie zogen nicht mehr von Ort zu Ort, sondern banden sich nun an eine bestimmte Landschaft. Man beschäftigte sich wahrscheinlich intensiv mit den unterschiedlichen Qualitäten des Bodens, studierte das Klima und versuchte, ein Gespür für die günstigsten Bedingungen zu entwickeln. Es muss ein tiefes Bedürfnis gegeben haben, diese Beziehung zur Erde, der Basis des gesamten Lebens, zu pflegen.

Auch die Bauform der Grabhügel verweist auf die Erde als die „große Mutter“. Wie bei den großräumigen neolithischen Landschaftstempeln verschmelzen in ihnen die Formen von Berg und Höhle zu einem Bild des Körpers der schwangeren Mutter Erde. Vielleicht wollte man sich der großen Göttin dankbar erweisen und um neue Fruchtbarkeit oder Wiedergeburt bitten, indem man die Verstorbenen in den dunklen Schoß legte? Bis heute ranken sich Sagen und Legenden um Hünengräber, die mit Hochzeiten und Fruchtbarkeitsriten zu tun haben.

Besondere Energiezentren

Die Hügelform sorgt dafür, dass sie mehr Sonnenenergie aufnehmen als ihre Umgebung. Sie folgen dem Prinzip der Ameisenhügel: Ihre Form „ist optimal, um ein Überleben (...) zu sichern. Je steiler und höher der Haufen ist, umso mehr vermag er die Wärme der noch tief stehenden Sonne aufzunehmen“ (pro natura magazin/Ameisen).

Außerdem zogen die auffälligen Bauwerke natürlich die Blicke der Menschen auf sich. Es heißt, die „universelle Lebensenergie“ – wie etwa das aus der chinesischen Tradition bekannte *Qi* – folge der Aufmerksamkeit. Dann würde also auch das wiederholte, intensive Betrachten zu einer zusätzlichen energetischen Aufladung der Plätze führen. Ob diese Wirkungen bewusst geplant waren oder eher intuitiv erfasst wurden – vielleicht ließen sich die Ahnen so auf ihrer Reise durch die Zeit mit Wärme und frischer Lebensenergie versorgen?

Die Erbauer der Grabhügel schufen die ersten festen, sakralen Räume, die uns als die ältesten von Menschen gestalteten Räume in Norddeutschland überhaupt erhalten geblieben sind – sozusagen die Keimzellen unserer heutigen Zivilisation. Dabei scheint das Knüpfen von Verbindungen ihr zentrales Anliegen gewesen zu sein.

Sie verbanden die Menschen mit ihrem Ort, mit ihrer Landschaft, mit der Erde als Ganzer. Und sie verbinden unsere Gegenwart mit der Vergangenheit, die Erde mit dem Himmel, die Lebenden mit den Toten. Sie lassen uns symbolisch einen Schritt hinaustreten aus dem scheinbar festen Gefüge von Raum und Zeit – und können Schnittstellen zu unsichtbaren Welten sein.



Der Brautberg bei Bordesholm am Rand eines großen Urnenfeldes wurde ca. 1700 v. Chr. angelegt. Es heißt, dass Bräute im Kreis um den Hügel gingen, um sich vor der Hochzeit von ihren Ahnen zu verabschieden.

Das Auffinden der Orte ist nicht immer ganz einfach. Am Anfang nahm ich grobe touristische Karten mit ausgewählten Denkmälern zur Hilfe, dann verfeinerte ich die Suche mit Hilfe von Messtischblättern. Aber auch diese sind nicht immer vollständig und fehlerfrei, und vor allem ist es sehr aufwendig, flächendeckend die Karten ganzer Landstriche zu erwerben.

Als ausgesprochen hilfreich erwies sich ein archäologisches Standardwerk, der „Atlas der Megalithgräber Deutschlands“ von *Ernst Sprockhoff* (Rudolf Habelt Verlag, 1966). Er verzeichnet sämtliche existierenden (und auch viele der heute verschwundenen) steinzeitlichen Großsteingräber und

führt dank exakter Ortsangaben meist sicher zum Ziel.

Mit jedem Tag, den ich mit Fahren, Suchen und Fotografieren zubringe, wird auch der Zufall wichtiger, und es entwickelt sich ein verfeinertes Gespür für die Lage der Plätze. Oft stoße ich in der Nähe auf weitere Monumente. Und manchmal scheinen sie mich fast zu rufen.

Nach langen Fahrten in entlegene Gegenden streife ich über Wiesen und durch Wälder, muss Zäune überwinden oder Regenschauer abwarten. Oft lohnt sich das Schleppen der schweren Kamera-Ausrüstung. Es sind unvergessliche Momente, wenn ich im Wald eine verschwiegene Hügelgruppe entdecke, ein unzugängliches, verwünschtes Langbett oder einen freistehenden Dolmen, dessen gewaltiger Deckstein fast zu schweben scheint. Dann



JOHANNES GROHT

im Dialog mit den Orten. Jede dieser Begegnungen ist anders: Manchmal bleibt kaum Zeit, weil das Licht gerade perfekt ist und ich sehr schnell sein muss, manchmal ist die Ausstrahlung der Orte so stark, dass ich mich ihnen zunächst ohne Kamera nähern möchte, und manchmal laufe ich auch im Kreis herum und finde keinen Ansatz.

Die umständliche Prozedur des Aufbaus der Großformatkamera ist dabei wie ein Ritual, um mich zu konzentrieren und richtig anzukommen. Sie wird auf dem Stativ befestigt, lot- und waagrecht ausgerichtet. Die Blende wird geöffnet, grob der Bildausschnitt bestimmt. Das Motiv erscheint kopfstehend auf einer Mattscheibe.

Während ich die Kamera einstelle und das Licht messe, wird dieses flüchtige, magisch leuchtende Bild vor mir auch zum Ausgangspunkt einer Suche in meinem Inneren, zu einer „inneren Archäologie“. Manche Motive berühren Erinnerungen, wecken Ahnungen, treffen auf archetypische Muster. Manchmal habe ich das Gefühl, dass die Bilder im Grunde schon da sind – und nur darauf warten, sich durch das offene Auge der Kamera mit dem Motiv in einer Fotografie zu verbinden. In diesem kurzen Moment der Durchlässigkeit verschmelzen Innen und Außen, Vergangenheit und Gegenwart, und ich fühle mich eins mit der Welt.

Fotografie als Geomantie?

Wenn „informierter“ Quarzsand Seen heilen kann, können nicht auch Bilder unser Verhältnis zur Erde heilen? Die zerstörerische Ausbeutung der Ressourcen, die ökologischen Probleme sind auch eine Folge unseres Versuchs, die Erde unter rein funktionalen Aspekten zu betrachten.

Je länger ich mich mit den alten Heiligtümern befaße, je größer der Fundus an Fotografien wird, desto stärker fühle ich mich persönlich wieder eingebunden in die Landschaft und die Natur. Ich gelange allmählich zu der Überzeugung, dass das Wahr- und Aufnehmen der Orte kein einseitiger Prozess ist. Ich habe das Gefühl, dass sich viele Plätze danach sehnen, gesehen, gewürdigt und verstanden zu werden – wie wir Menschen.

Vielleicht können meine Bilder dazu beitragen, ihre farbige Vielfalt und Schönheit bekannter zu machen – und uns daran erinnern, wie tief wir mit der lebendigen Erde verbunden sind. Je mehr die alten Kultstätten wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rücken, desto einfacher wird es sein, sie vor weiterer Zerstörung zu bewahren. Es wäre schön, ihnen auf diese Weise etwas von der Kraft zurückzugeben, die sie über Jahrtausende für uns bewahrt haben. ■



Johannes Groht lebt als Fotograf und Grafiker in Hamburg. Er betreibt die Galerie www.ur-bild.de mit Fotografien von Megalithstätten in aller Welt. Ausstellungen und Veröffentlichungen zu Reisen, Architektur, Natur und Kultur.

baue ich die Kamera auf, kämpfe mit dem flatternden Einstell Tuch und warte darauf, dass das Licht stimmt oder die Sonne sich endlich zeigt.

Ich habe mich für die Verwendung einer Großformatkamera entschieden, mit der ich Diapositive im Format 4 × 5 Zoll belichte. Diese Technik weist im Unterschied zu kleineren Formaten drei große Vorteile auf: Erstens kann man dank der Verstellbarkeit von Objektiv- und Filmebene ungewollte „Verzerrungen“, wie stürzende Linien, vermeiden. So können die Bäume auch im Bild senkrecht in den Himmel wachsen, selbst wenn ich „nach oben“ fotografiere. Zweitens macht sie es möglich, den Verlauf der Schärfenebene durch den Raum frei zu bestimmen. So lässt sich der Blick des Betrachters auf die bildwichtigen Bereiche lenken, auch wenn sie unterschiedlich weit

entfernt sind. Der dritte Vorteil liegt in dem Detailreichtum des großen Formats.

Ich versuche, diese technische Brillanz mit einer atmosphärischen Bildauffassung zu verbinden und Aufnahmen zu machen, die bei aller Genauigkeit offen bleiben für subtile Stimmungen und Kräfte. Im besten Fall verschmelzen dabei zwei Sichtweisen, die rationale und die emotionale, zu einer ganzheitlichen Bildsprache.

Bei vielen professionellen Fotografien ist es gleichgültig, wo sie gemacht werden, sie entstehen völlig losgelöst von Ort und Zeit. Landschaften dienen nur als „Location“, als Hintergrund für ein bereits vorher bestehendes Bildkonzept. Mein Interesse gilt eben diesem Hintergrund, auf dem sich unsere alltägliche Geschäftigkeit abspielt. Ich versuche, ihm offen zu begegnen und Raum zu geben. Meine Bildideen entwickeln sich